

vielfach mit beiden Bezeichnungen vorkommen, wie dies Fröhner in der Einleitung zu *Inscr. terrae coctae vasorum* nachgewiesen hat. Die Note M(anu) scheint jedoch auf den Werkmeister zu gehen. Da der an sich schwierige Druck des Katalogs durch die Entfernung des Verfassers vom Druckorte lange verzögert wurde, sind die Nachträge und Verbesserungen stark angeschwollen; andererseits erhielt dadurch der Verfasser willkommene Gelegenheit, noch Nachträge zur Literatur anzubringen, und durch Benutzung des unterdessen ans Licht getretenen trefflichen Handbuchs von Wilmans *Exempla inser. lat. in usum praecipue academ. Berol. 1873 2 voll.* und von Mommsen's Ausführungen in der Zeitschrift *Hermes* Berichtigungen in der Erklärung einzelner Inschriften vorzunehmen. Vgl. n. 78, n. 86 und n. 106 und 220, wo die Sigle F hinter Coh. I statt durch Fida richtiger durch Flavia erklärt wird. Den Verbesserungen sind auch beizufügen p. XII, Z. 10: 122 st. 123 und S. 122: Lares 85 st. 86.

S. 120 mit IX. folgen die Register zu den inschriftlichen Denkmälern, welche in 12 Unterabtheilungen geordnet sich auf die Verzeichnung des Fundorts, auf Geographie und Topographie, Religionswesen, öffentliches Leben, Kriegswesen, bürgerliches Leben, Personennamen, Inhaltliches, Sprachliches und endlich auf Abbraviaturen erstrecken, und durch ihre Vollständigkeit und sorgfältige Ausarbeitung den bedeutsamsten Theil eines Commentars ersetzen, indem sie uns eine Gesamtübersicht der Geschichte und des Lebens der wichtigsten Soldatenstadt der Rheinlande unter den Römern vor Augen stellen.

Den Schluss des Werkchens bilden die inschriftlosen Steindenkmäler: A. Reliefs, Randfiguren, Köpfe (v. n. 306—352), B. Architecturstücke, besonders Säulen und Steingeräthe, worunter sich mehreres Beachtenswerthe findet.

Wir können diese Anzeige nicht schliessen, ohne dem Verfasser für seine mit so vieler Mühe verbundene tüchtige Arbeit unseren aufrichtigen Dank auszusprechen und den gerechtfertigten Wunsch hinzuzufügen, dass dieselbe in weitere Kreise Eingang finden und dem Studium der ältesten für die Geschichte des römischen Kriegswesens wie der Cultur der Rheinlande so wichtigen redenden Denkmäler immer mehr Verehrer gewinnen möge.

Bonn.

J. Freudenberg.

3. Der Dom zu Trier in seinen drei Hauptperioden: der Römischen, der Fränkischen, der Romanischen. Beschrieben und durch XXVI Tafeln erläutert von Domkapitular J. N. v. Wilmowsky. Trier 1874. Text in Gr. 4^o oder Kl. fol. Mappe mit den Tafeln in Gr. folio.

Als der Unterzeichnete im Herbste 1834 aus Nordfrankreich zurückkehrte, wohin er gegangen war, um dort die Incunabeln der gothischen Baukunst aufzusuchen, lernte er zum ersten Male Trier kennen. Die dortigen Römerwerke waren ihm durch Abbildungen und Beschreibungen schon vorher nicht unbekannt; nur die Grossartigkeit ihrer Anschauung konnte erst durch die wirkliche Anschauung gewonnen werden.

Anders war es mit den kirchlichen Monumenten. Dass bei einer so uralten Stadt, deren Blüthe mit der Zeit zusammentraf, wo das Christenthum zur öffentlichen Geltung kam, und namentlich der dort residirende Kaiserhof dasselbe bekannte, dass hier altchristliche Denkmale wohl zu vermuthen seien, war selbstverständlich; überdem hatten wir alte und unverdächtige Zeugnisse hierfür. Nicht minder wusste man, dass gerade der Dom in das höchste Zeitalter hinaufreichte, gleichzeitig aber auch, dass namentlich im XI. und XII. Jahrh. hier bedeutende Herstellungen und Erweiterungen der alten Anlage stattgefunden hatten. Wie sich das Einzelne hierbei aber gestaltet hatte, war so gut wie unbekannt, da es an allen brauchbaren Abbildungen und sachverständigen Beschreibungen durchaus fehlte.

Noch mehr fehlte es an genaueren Nachrichten über die anderen kirchlichen Alterthümer der Stadt. Dass die Liebfrauenkirche bereits 1227 im Bau begriffen und 1244 vollendet war, wusste ich allerdings; nicht aber kannte ich die originelle centrale Gesamtanlage, die ausgezeichnete frühgothische Detaillirung dieses hervorragenden Denkmals. Dabei fiel mir einerseits die vollendete Profilirung aller Gliederungen, die hohe Schönheit alles Blattwerks u. s. w. auf, das alles in Nordfrankreich gesehene bei weitem übertraf, während ich darin die Vorbildungen zu den edlen Formenausbildungen an der Kirche zu Marburg, dem Dome zu Cöln u. s. w. erkannte, die aber auch in Metz schon nicht zu verkennen waren. Wenn hier also einerseits ein entschiedenes Fortschreiten über das in Frankreich erreichte nicht zu verkennen war, so auch andererseits nicht ein Missverstehen der ächten gothischen Bildungen in der Gesamtanlage. Ich sehe ganz ab von der dieser Kirche so eigenthümlichen Gesamtanlage, welche durch lokale Eigenthümlichkeiten bedingt war; aber der gesamte architektonische Aufbau dieser Kirche zeigt Bildungen, welche man nur als Missverständnisse der Bildungsgesetze der Gothik auffassen kann, und die dem am wenigsten entgehen konnten, der so eben die Muster- und Meisterstücke der Gothik in der Isle de France, Picardie, Normandie und Champagne in allen Grössenverhältnissen und Gradationen von den einfachsten Formen bis zu den reichsten kennen gelernt hatte, nirgends aber einen anderen Bau, als dem strenge Zweckmässigkeit und regelrechte Construction aller architektonischen Formbildungen zu Grunde lag. In Trier sehen wir weitgeöffnete Fensterbildungen über den unteren Arkaden die ganze obere Wand einnehmen, um so die Massenhaftigkeit für das Auge zu mildern: aber man liess das Triforion fort und öffnete die Fenster nur in ihrem obersten Rosen, den grösseren unteren Theil derselben nur als Wanddecoration behandelnd, während im Aeusseren die Dächer am niederen Theile bis zu jenen Fensterrosen hinaufsteigen und letztere, durch ein Fussgesims von den unteren Dächern getrennt, die Form sphärischer Dreiecke erhielten. Wahrlich, der Schöpfer dieser Architekturentwürfe hatte die ächte alte Gothik nicht innerlich, sondern nur äusserlich aufgenommen, weshalb es auch nicht zu verwundern ist, dass er zuletzt wieder zu seiner ursprünglichen Neigung zurückkehrte und den Mittelthurm, der das ganze Werk krönte, in Formen herstellte, welche mehr

der Romanischen Baukunst angehören und keine einzige eigentlich gothische Bildung zeigen.

Zwei Jahre später erschien die erste Lieferung von Christ. Wilhelm Schmidts „Römischen, Byzantinischen und Germanischen Baudenkmalen in Trier und seiner Umgebung“, enthaltend die Liebfrauen-Kirche zu Trier. Wenn diese Darstellung meinen Beobachtungen nichts wesentlich neues hinzufügt und meine eigenen Reiseskizzen zur Erfrischung meines Gedächtnisses genügten, so ist dennoch jene Publication als eine wesentliche Bereicherung unserer mittelalterlich-archäologischen Literatur anzuerkennen. Es wurden durch sie und die folgenden Hefte kunsthistorisch höchst bedeutende Monumente zum ersten Male ein Gemeingut unserer Wissenschaft und trugen wesentlich dazu bei unsere Kenntniss zu erweitern und dadurch die Geschichte der Baukunst in Deutschland in bedeutendem Masse aufzuklären.

Ganz anders ging es mir mit dem Dome. Dieses urälteste christliche Bauwerk in Deutschland und eins der ältesten, die überhaupt noch bis auf unsere Tage gekommen sind, konnte zwar in der Grossartigkeit der ganzen Anlage und Verhältnisse seinen Ursprung nicht verleugnen, war aber doch von ältesten Zeiten her bis in die neuesten so vielfach verändert und erweitert worden, und das übrig gebliebene unter Ueberbauten und Verputzungen so versteckt worden, dass zur klaren Erkenntniss des Sachverhältnisses eine sehr genaue Untersuchung nöthig war, wie sie überhaupt an sich schwierig, für einen in die Heimath nach langer Abwesenheit Heimkehrenden aber absolut unmöglich wird, so dass ich die Geschichte des Bauwerks wohl ahnen, die sichere Festsetzung der einzelnen Perioden aber genaueren Studien des Bauwerks anheimstellen musste. Letzteres geschah nun später durch Schmidt, der seine gründlichen Untersuchungen dann in der 1839 erschienenen 2. Lieferung des vorgenannten von erläuternden Kupfertafeln begleiteten Werkes niederlegte.

Er zeigte nun, dass der ursprüngliche, in Römerzeiten hinaufreichende Bau, ein grosses Quadrat bildete, dessen flache Decke von 4 ins Viereck gestellten Säulen, die unter sich und mit den Wänden durch weitgesperrte, Rundbogen verbunden waren (die mittleren stets weiter wie die seitlichen) getragen wurde. Dieser voraussichtlich constantinische Bau habe dann in der Völkerwanderung gelitten, sei im VI. Jahrhundert vom Bischofe Nicetius nach Möglichkeit wiederhergestellt und habe dann in der ersten Hälfte des XI. Jahrh. durch Erzb. Poppo wieder eine bedeutende Herstellung erfahren, wo dann die Mittelsäulen durch Pfeilervorlagen verstärkt, die eine wankende Säule völlig durch die Pfeileranlage ersetzt worden sei. Endlich habe derselbe einen Erweiterungsbau gegen Westen hin begonnen, den seine Nachfolger bis zu Ende des XI. und bis in das XII. Jahrh. hinein vollendet hätten. Vor allem sei hierbei merkwürdig, dass dieser neue, von dem ursprünglichen zeitlich so entfernt stehende Bau, nicht nur in allen so grossartigen Gesamtverhältnissen, sondern auch in der Durchbildung der Technik, und dadurch der äusseren Erscheinung, sich so eng an den Römerbau angeschlossen habe, dass das von Römischen Ziegeln und Steinen wechselnde Mauerwerk in beiden nur schwer zu

unterscheiden sei. Endlich sei durch Hinzufügung eines Ostchors mit 2 Seitenthürmen seit der Mitte des XII. Jahrh. und der Krypten darunter, noch eine wesentliche Erweiterung und stattlichere Gesamterscheinung erwirkt worden, was dann durch Einfügung Romanischer Gallerien und Ueberwölbung des Innern mit Kreuzgewölben im Uebergangsstyle, erst im Anfange des XIII. Jahrh., die Vollendung des Ganzen herbeigeführt habe, das durch die Verzopfungen, und selbst Verstümmelungen des XVIII. Jahrh. nur wieder Einbusse erleiden konnte.

Als ich im Herbst 1843 auf meiner ersten offiziellen Inspektionsreise nach Trier kam, war es mir vergönnt, in Begleitung von Herrn Schmidt, den Dom näher zu untersuchen und im wesentlichen alles bestätigt zu finden, was letzterer bereits als Resultat seiner eigenen Untersuchung publicirt hatte. Nur in einem Punkte konnte ich allerdings nicht zustimmen. Schmidt nimmt an, der Römische Bau habe durch die Verwüstungen der Völkerwanderung nur geringeren Schaden gelitten, so dass kleinere Herstellungen der Bischöfe (Cyrillus und Nicetius) genügt hätten, ohne den Charakter des Römischen Baues wesentlich zu verändern, bis dass Erzb. Poppo im XI. Jahrh. die Kirche durch Alter so verfallen fand, dass er einen wesentlichen Umbau und den damit im Zusammenhange stehenden Erweiterungsbau für nothwendig erachtete. Mir dagegen schien die Nachricht des Venantius Fortunatus über die grossen Herstellungen, welche der ihm befreundete Bischof Nicetius (532—563) am Dome vornahm, bisher nicht genügend beachtet; auch konnten einige Bauformen, wie namentlich die ziemlich plumpen korinthischen Wandpfeiler, unmöglich Römischer Herkunft sein, und mussten daher einer Zwischenperiode zugeschoben werden, wenn sie nicht popponischen Ursprungs waren. War dies aber der Fall, dann konnten auch die grossen Säulen unmöglich unverändert stehen geblieben sein, und mussten auch mit ihnen, und dem ganzen Bauwerke überhaupt, wesentliche Veränderungen vorgenommen sein.

Wie weit sich diese nun in Wirklichkeit erstreckten, war ohne die allernähesten Untersuchungen, welche den Putz überall beseitigten, bis in die Fundamente eindringen u. s. w. nicht möglich. Dass Herr Schmidt dieselben auf eigene Hand nicht vornehmen konnte, war selbstverständlich. Es konnte daher die Nachricht nur freudig begrüsst werden, dass im Auftrage des Domkapitels der kunst- und alterthumsverständige Domkapitular v. Wilmowski mit diesen Untersuchungen, die auch einer würdigen Herstellung als Basis dienen sollten, beauftragt sei.

Während der folgenden Jahre, wenn ich Trier besuchte, war es mir eine Freude, durch Hr. v. Wilmowski von den Fortschritten unterrichtet zu werden, welche seine genauen Untersuchungen gemacht hatten. Nicht nur, dass er alle Wände, nach Entfernung des Putzes genau untersucht, die Zusammenfügungen des Mauerwerks verschiedener Zeiten verfolgt und jedes Detail sorgsam aufgemessen und in Zeichnungen wieder gegeben hatte; auch bis ins Innere der Wände und Pfeiler war er eingedrungen und konnte hier namentlich verificiren, dass 3 der alten Säulen mit ihren Kapitälern noch gegenwärtig im Innern der von Poppo umhergebauten Pfeilervorlagen sich befänden, während

die südwestliche, den Chroniken entsprechend, nicht mehr sich dort vorfand. Allerdings waren nun diese nur aus Sandstein gebildeten Säulen keineswegs in Uebereinstimmung mit dem grauen Granit aus dem Odenwalde, des Säulenfragments, welches jetzt vor der südlichen Thüre der Westfronte liegt, und als von derjenigen Säule herrührend bezeichnet wird, welche Erzb. Poppo durch den Pfeilerbau ersetzte. Diese Differenz fand ihre Erledigung aber durch die genaueste bis auf den gewachsenen Boden hinabgeführte Untersuchung des Fussbodens. Hier fand sich eine durchgehende Schuttschicht von c. vier Fuss Höhe, unter welche wohl die Römischen Umfassungsmauern, nicht aber die Säulen hinabgingen, während in dem Schutte, ausser anderen Römischen Fragmenten von Bogenstücken aus Ziegeln und verschiedensten Decorationstheilen, sich, in viele Stücke zertrümmert, die ursprünglichen Säulenschäfte aus grauem Granit, genau dem Fragmente neben der Thür entsprechend, und die dazu gehörigen edelkorinthischen Kapitäle von weissem Marmor, in ziemlicher Vollständigkeit vorfanden, alles überdeckt von einer Brandschicht, in welcher noch Fragmente des hölzernen Dach- und Deckenwerks deutlich zu erkennen waren.

Nach diesen Entdeckungen war es keinem Zweifel mehr unterworfen, dass das gesammte Innere den Zerstörungen der Völkerwanderung unterlegen, und mit den Säulen und den darauf ruhenden Bogen, sowie dem grössten Theile der inneren Ausschmückung zusammengestürzt war. Als nun Bischof Nicetius (532—563) die Wiederherstellung begann, glaubte er von dem alten Materiale mit Ausnahme der Aussenmauern nichts wieder benutzen zu können, sondern bildete das ganze Innere völlig neu, jedoch durchgehend der ursprünglichen Anlage durchaus sich anschliessend und selbst in der Art der Ausschmückung diese sich zum Muster nehmend. Nur wurden hier die Säulen mit ihren Kapitälern aus Sandstein gebildet, anstatt der früheren von Granit und Marmor, deren stattlichere Erscheinung man durch künstliche Färbung zu ersetzen suchte, und dass die neue Decoration der Wände und Bögen gleichfalls nur in Malerei ausgeführt wurde, während die alte unten aus Marmortäfelungen, oben, und namentlich an den Bögen, aus reichen Mosaiken, zum Theil auf Goldgrund, bestand.

Aber noch andere Entdeckungen ergab diese genaue Untersuchung. Zunächst zeigte sich, dass an der Ostseite niemals, wie man wohl erwarten durfte, ein Anbau, namentlich nicht eine Apsis sich befand, die Wand vielmehr völlig glatt dastand, nur dass, den Bögen des Innern entgegengestellt, einfache Pfeilervorsprünge angebracht waren, um dem Druck jener entgegenzustreben. Die beiden Seitenwände zeigten deutlich, was man auch schon vorher durch die hier noch vorhandenen Reste von Hypokausten erkannte, dass hier jederseits längliche Anbauten von der ursprünglichen Anlage her sich befanden, welche nach alten Nachrichten, mit reichem Schmucke versehen, noch im IX. Jahrh. als vorhanden erwähnt werden. Die flachen Dächer derselben werden sich, nach Art der Seitenschiffe bei den Kirchen, den Seitenwänden unterhalb der untersten Fensterreihe angelehnt und als Sakristeien und dergl. gedient haben.

Sehr eigenthümlich zeigte sich die ursprüngliche Anlage der Westfronte.

Hier waren die drei Schiffe durch drei grosse und weite Bögen nach aussen hin geöffnet, so dass zwischen ihnen und seitwärts nur noch die Pfeiler, welche den Bögen als Stützen dienen und die nach innen und aussen vortretenden Verstärkungspfeiler als Mauerwerk verblieben. Da Hr. v. Wilmowski in den weiten Zwischenräumen keinerlei Reste alter Fundamentirung fand, auch eine Vorhalle davor nicht nachweisbar schien, so glaubte er sich zu dem Schlusse berechtigt, dass diese grossen Bögen, deren mittlerer allein c. 45 Fuss lichte Breite und über 60 Fuss Höhe zeigt, niemals geschlossen werden sollten. Hieraus folgerte er denn weiter, dass das Gebäude nicht als christliche Kirche gebaut sein könne, womit auch der Mangel jeglicher Altarnische zusammenstimme, vielmehr ursprünglich zu einem weltlichen Zwecke gedient haben müsse, als welchen er mir ursprünglich einen Pallast der Kaiserin Helena als wahrscheinlich nannte, zu der Zeit als er, mit allen anderen Gelehrten, das ursprüngliche Bauwerk noch der Zeit des Constantin vindizirte. Dass auch die Legende von Schenkung des heil. Rockes damals nicht ohne Einfluss auf diese Annahme war, ist nicht unwahrscheinlich. Diese Vermuthung wurde aber durch eine später hervorgetretene Thatsache völlig unmöglich gemacht. Die Entdeckung einer kleinen Bronzemünze des Kaisers Gratian (367—383) innerhalb des Mauerwerks der Südseite gab den sicheren Beweis, dass ein früheres Entstehen des Gebäudes vor dieser Zeit unmöglich, in dieser Zeit aber höchst wahrscheinlich sei, wo Trier die kaiserliche Residenz war und seine höchste Blüthezeit erlebte.

In dem nun erschienenen Werke des Hrn. v. Wilmowski über den Dom zu Trier, welches wir hiermit anzeigen, und worin er das schliessliche Resultat seiner Untersuchungen zusammenstellt, auch die Thatsache jener Münze zum ersten Male veröffentlicht, glaubt er, dass das Gebäude ursprünglich als Gerichtshalle erbaut sei. Bei der damaligen Steigerung aller Verhältnisse, welche die kaiserliche Residenz hervorgerufen, habe die constantinische Basilika als Gerichtshalle nicht mehr genügt, und sei die Errichtung einer zweiten nothwendig geworden, die ostwärts des alten Forums, des jetzigen Marktes, als eine besondere Erweiterung des letzteren, ähnlich den Kaiserforen zu Rom neben dem forum Romanum, und mit allem kaiserlichen Luxus gleich diesen, errichtet worden sei. Hierzu sei ein Verschluss nicht einmal wünschenswerth gewesen, vielmehr, einer Verordnung Valentinian's I. entsprechend, die möglichste offene Zugänglichkeit. Als nun aber später, nach Gratians Tode und der Hinrichtung des Kaisers Maximus (387) Trier wieder herabgesunken, seien auch so viele Gerichtshöfe nicht mehr nöthig gewesen, und daher die Umwandlung zur christlichen Kirche, und zwar zur Hauptkirche, ermöglicht worden; bis dahin habe die Marienkirche, die jetzige Kirche S. Paulin, diesen Vorzug genossen.

Dass nunmehr manche Veränderungen nothwendig geworden, andere wohl schon vorher vorgenommen worden, ergebe die Natur der Sache und zugleich der Befund der Aufgrabungen. So seien die beiden hintersten Joche des Mittelschiffs und noch ein angrenzender Theil des östlichsten Jochs des Seitenschiffs durch eine Suspensura auf kleineren Ziegelpfeilern erhöht worden, so dass sie inmitten des Ganzen eine, durch je fünf Treppenstufen ringsum zugängliche

Platteform von 4 Fuss Höhe gebildet hätten. Wenn diese ganze Anlage auf Heizung des Innern hindeutet, wie solches in den langen und harten Wintern unserer Gegenden wohl nöthig war und auch in der Constantinischen Basilica von Anfang an der Fall war, so würde eine gleiche Einrichtung auch in der Gerichtshalle am Markte nicht auffällig sein und daher diese Suspensura als Hypocaustum sehr angemessen erscheinen. Damit stehen aber die grossen Bogenöffnungen der Westseite in Widerspruch. Der Verfasser nimmt daher auch an, jene Erhöhung habe nicht den Zweck der Heizung gehabt, sondern nur der Bodenerhöhung, um das Tribunal von der Erdfeuchtigkeit frei zu halten, und sei nicht gleich ursprünglich, sondern erst einige Zeit später hinzugefügt, doch noch vor Einrichtung des Gebäudes zur christlichen Kirche, was wohl erst 50 Jahre nach der ersten Erbauung geschehen sein wird. Hiermit lassen sich aber die schon im ursprünglichen Mauerwerke vorhandenen kleinen Bogenöffnungen in der Ostwand nicht vereinigen, welche in das Hypocaustum hineinführen und offenbar, wie überall anderwärts, nur für Heizungszwecke angelegt waren. Auch dass, zufolge der Zeichnungen, die Bogen der vier grossen ursprünglichen Säulen bereits auf dieser 4 Fuss hohen Erhöhung standen, lässt diesen Einbau des Hypocaustum als einen ursprünglichen erkennen. Wie dies alles aber mit dem Offenbleiben der grossen westlichen Bogenportale zu vereinigen sei, ist noch nicht ausgemacht und daher unsere Kenntniss von der ursprünglichen Bestimmung des Bauwerks noch keineswegs definitiv festgestellt; selbst die Frage, ob nicht dennoch der Bau gleich ursprünglich als Kirche angelegt sei, würde dann möglicherweise zu bejahen sein, wenn aus dem ursprünglichen Vorhandensein einer Heizeinrichtung des Innern, ein Verschluss der grossen Bogenöffnungen in uns nicht mehr bekannter Weise sich folgern liesse.

Auch der Einbau eines 10eckigen Unterbaues, mit nach Innen geöffneten viereckigen Nischen, von dem jedoch, wegen späterer Anlage der östlichen Krypta nur noch die westliche Hälfte sich vorfand, gerade in der Mitte des mittleren Schiffes und Joches, ist sehr räthselhaft. Es muss jedenfalls die Basis eines Einbaues sein, der aber für einen Altar in der betreffenden Mittelstelle ohne Beispiel wäre und nach den Massen, welche die der Hälfte des Mittelschiffes übertreffen, auch zu gross. Nicht minder gilt dies von der im Dreiviertelkreise vor der Vermauerung des mittleren Portalbogens gegen Westen vorspringenden Nische, welche der Verfasser für ein Baptisterium hält, dessen Maasse, von nur etwa 15 Fuss Durchmesser, für diesen Zweck doch fast zu eng erscheinen. Auch pflegten die altchristlichen Taufkirchen von den Kirchen (ursprünglich nur den Cathedralen) völlig isolirt zu sein, weil Nichtgetaufte noch nicht die Kirche betreten durften, durch welche hindurch im vorliegenden Falle der Zugang zu diesem Ausbaue hätte stattfinden müssen.

Wenn westlich von diesem Anbaue, nur wenige Fuss von demselben entfernt, mehrere Mauern parallel mit der Westfronte des Domes vorbeistreichen, nur den Seitenportalen gegenüber durch thurmartige Lücken unterbrochen, so stellen dieselben wieder ein Räthsel dar. Hr. v. Wilnowski will sie als Einfriedigung eines später vorgelegten Vorhofes erkennen. Wegen der Schmalheit

des Zwischenraumes ist dies aber wohl kaum anzunehmen; viel eher könnten wir darin die Unterbauten einer Vorhalle erkennen, oder eines Narthex.

Seitwärts der Westfronte befinden sich viereckige Thürmchen mit runden Wendeltreppen, denen der constantinischen Basilika in Anlage und Maassen sehr ähnlich. Sie wurden, nach des Verfassers Untersuchungen, nicht gleich ursprünglich angelegt, sondern erst während des Baues, nachdem das Untergeschoss des Hauptgebäudes bereits aufgeführt war, dann aber nach oben hinauf mit demselben organisch verbunden. Hier erhob sich nun, nach unzweifelhaften Kennzeichen des noch vorhandenen Mauerwerks, der Oberbau in stolzer Einfachheit, jede Seite der anderen gleich, in noch 2 Geschossen bis zum Dache hinauf, die unteren Fenster alle gleichmässig gross, die oberen ebenso kleiner gebildet, in jedem Geschosse auf jeder Seite je drei Rundbogenfenster, im Mittelschiffe und dem Mitteljoche, wo Schmidt deren stets auch 2 entdecken konnte, und je eins in den kleineren Eckabtheilungen; nur die Portale der Westfronte bedingten hier eine etwas veränderte Anordnung. Zu oberst würde dann ein einfacher Giebel die beiden Hauptfronten gekrönt haben, welchen die vorgenannten strebepfeilerartigen Vorsprünge dieser beiden Seiten als tragende Pilaster zur Stütze und einfachem Schmuck gedient hätten. Als wirklicher Schmuck wäre das Aeussere, dessen Mauerwerk von vorn herein mit Mörtel verputzt war, gleich wie das Innere mit Marmortäfelung im Unterbau und Mosaiken im ganzen Oberbau, einschliesslich der Fensterleibungen, versehen gewesen, wodurch, einschliesslich der vielen Goldmosaiken, dem Ganzen eine prachtvolle Erscheinung verliehen gewesen wäre; aber es wäre nicht eben eine organisch gegliederte und entwickelte Architektur zu nennen.

In welcher Weise die Kirche nach der Zerstörung in der Völkerwanderung durch die Bischöfe zur Zeit der fränkischen Herrschaft hergestellt wurde, ist bereits oben ausgeführt worden; nicht minder der Umbau und die Erweiterung des XI. bis XIII. Jahrhunderts, wie letzteres auch bereits, z. Th. noch detaillirter, von Schmidt gesehehen ist, weshalb hier auf weitere Auszüge verzichtet werden kann.

Wie das Werk, um seines Inhalts willen, eine der hervorragendsten Stellen in unserer einheimischen archäologischen Literatur einnimmt, so ist auch die Ausstattung eine selten vollendete, wie sie gleichfalls unseren einheimischen Bauwerken nur ausnahmsweise zu gute zu kommen pflegt. Ich hebe vor allem die schönen farbigen Darstellungen eines Theils des alten mit opus Alexandrinum ausgelegten Fussbodens der mittleren Platteform hervor, sowie die zahlreicher verschiedenst farbiger Marmorplatten aus allen Theilen der Kirche, welche allerdings für den Dom selbst nicht eben charakteristisch sind, da man sie auch anderwärts namentlich in Römerbauten vorzufinden pflegt. Vorzüglich ist auch die Wiedergabe von 2 Miniaturblättern aus einem Codex des Erzbischofs Egbert (975—993), dessen Regierungszeit als der Höhepunkt der Trierischen Klein-kunst betrachtet werden darf, und welche ihn selbst und einen Evangelisten vor einem reichen violett-purpurnen Teppiche thronend vorstellen; als Muster, wie etwa in jenem früheren Mittelalter das Innere ausgeschmückt gewesen sein möge. Nicht

minder gilt dies von der Darstellung eines Prachtschuhes aus dem Grabe des Erzbischofs Arnold I. (1169—1183), aufs reichste von Purpur und Goldstreifen mit Edelsteinen dazwischen zusammengesetzt. Dies Blatt gehört allerdings mehr in ein anderes bereits verbreitetes Werk desselben Verfassers, welches die sämtlichen aufgefundenen alten Bischofsgräber darstellen wird; doch wird ihn wohl der Umstand veranlasst haben, es schon hier zu geben, dass die Herausgabe des letztgenannten Werks noch ungewiss erschien, und er doch im vorliegenden Blatte eine Probe auch der hier zu erwartenden Kunstwerke geben wollte, die mit dem Dome selbst in so enger Beziehung stehen ¹⁾.

Störend war uns der Mangel eines festen Maasstabes bei den architektonischen Blättern, da der gegebene mit keiner Angabe versehen ist, welches Mass er wiedergeben soll, und derselbe mit den anderweit bekannten, z. B. im Schmidt'schen Werke, nicht zusammenstimmt. Da wir alle wissen, dass der Verfasser leider schon seit 12 Jahren erblindet ist, so ist jener kleine Mangel gewiss sehr zu entschuldigen, während man nur anerkennend hervorheben kann, wie Bedeutendes im vorliegenden Werke, trotz jenes schweren Leidens, vom Verfasser geleistet worden ist. Möge ihm vergönnt sein, dass auch seine anderweit vorbereiteten, hiermit in Verbindung stehenden Veröffentlichungen, und wenn es nicht anders möglich, durch die Beihülfe des hohen Ministeriums, wie es hier geschehen, in gleich würdiger Weise, herausgeben werden mögen.

F. v. Quast.

4. K. v. Becker, Geschichte des badischen Landes zur Zeit der Römer. Erstes Heft. Karlsruhe. W. Hasper'sche Hofbuchdruckerei. 1876. 69 S.

Dass das Bild, welches der im Jahre 1871 verstorbene badische Archidirector Mone in seiner „Urgeschichte des badischen Landes“ (1845. 2 Bände) von den Zuständen Badens in der keltischen und römischen Zeit entworfen hat, zum Theil reines Phantasiegebilde, zum Theil wenigstens von zweifelhafter Richtigkeit ist, war wohl seit langer Zeit unter den Fachgelehrten kein Geheimniss; allein trotzdem haben Mone's Anschauungen, wie der Verfasser obiger Schrift zeigt, die badische Geschichtschreibung, zum Theil auch die der Nachbarländer beherrscht oder doch ungebührlich beeinflusst; ja sie sind sogar in abenteuerlicher Weise noch überboten worden durch das Buch des † Registrators Vetter: „Ueber das Römische Ansiedlungs- und Befestigungswesen, sowie über den Ursprung der Städte und Burgen und die Einführung des Christenthums im südwestlichen Deutschland“. Karlsruhe 1868. Es könnte

1) Das betreffende Werk ist inzwischen unter dem Titel: „Die Grabstätten der Erzbischöfe im Dom zu Trier“ 1876 erschienen. Wir werden dasselbe besonders auch in Bezug der darin behandelten Frage des „h. Rockes“ im nächsten Jahrbuch besprechen. Die Redaktion.